

Musik wirkt – aber wie!

Karl Ellinger

Ober-Töne zu erforschen lohnt sich wirklich – warum?

Weil man damit dies erklärt:

Wie funktioniert die Volks-Droge Nummer eins?

Die Musik wechsel-wirkt mit der Psyche – aber wie?

Das erklärt sich daraus, wie sich die Ober-Töne beziehen, nämlich aufeinander und auf den Grund-Ton. Die Töne und ihre Beziehungen sind schon vorgebildet in der menschlichen Stimme. Die Stimm-Bänder lassen den Atem teil-ton-reich schwingen. Die Teil-Schwingungen überlagern die Grund-Schwingung nach dem Gesetz der stehenden Welle. Diese Welle bildet sich auch in Blech-Blas-Instrumenten. Deren Bläser spannt oder lockert die Lippen und intoniert damit bestimmte »Natur-Töne«. Diese gelingen ohne Ventile, auch ohne Griff-Löcher. Solche Spiel-Hilfen fehlen sowieso im menschlichen Rachen; und doch verstärkt die Mund-Höhle die Teil-Schwingungen der Stimme. Deren Grund-Schwingung hören wir am stärksten. Die schwächeren Teil-Schwingungen erfahren wir als Klang-Farbe; und dank dieser unterscheiden wir Vokale wie »A« oder »I«, erkennen Jörg Haider an der Stimme und am Klang Trompete oder Gitarre. In allen Instrumenten wirken zwar die gleichen Teil-Töne. Aber deren Laut-Stärken schwanken signifikant. Bezeichnend für die Klang-Farbe sind also die Laut-Stärken der Teil-Töne. Diese schwingen an sich schwach und verleisern sich noch mit zunehmender Höhe. Hohe Teil-Töne sirren aber durchdringend, und zwar beim

Ober-Ton-Sänger.

Er übt eine ur-alte mongolische Tradition. Diese veranschaulicht Folgendes: Die harmonischen Töne der Musik kann der Mensch finden ohne Hilfs-Mittel. Nur mit seiner Stimme führt uns der Geübte vor, wie geheimnisvoll sich die Teil-Töne beziehen auf den Grund-Ton und damit auch aufeinander. Diese Wechsel-Wirkungen sind auch mathematisch beschrieben worden, und zwar vom große Leonhard Euler. Seine Klang-Rang-Formel lässt sich erst umsetzen mit modernen Rechnern. Ein Computer-Programm dazu habe ich entwickelt; und genial beschleunigt hat es ein Profi, nämlich Andreas Schrattenecker. Er hat mir ermöglicht, musikalische Abschnitte aus-zu-werten. Die Analyse erscheint auf dem Bild-Schirm als Übersicht. Dank dieser kann ich profunder entscheiden, wie ich weiter-komponiere. Meine Kompositions-Entscheidungen überprüft haben zuletzt die Besucher im Schloss Feldegg. Dort am 26. September 2002 habe ich ur-aufgeführt die

»Lieder vom Malen«

Meinen Lieder-Zyklus für Sopran und Klavier habe ich eingeleitet durch eine Lesung. Deren Text erläutert die vorgestellte Komposition und erklärt an ergänzenden Musik-Beispielen, warum Musik wie wirkt. Suggestion gehorcht Regeln; und diese werden angewandt und beeinflussen uns. Rund um die Uhr überlagern sie auch musikalische Wirkungen.

Wie wirkt Musik?

Diese Frage lässt sich ähnlich beantworten wie jene; und die lautet:

»Wie schmeckt Erdbeer-Quark ohne Geschmacks-Verstärker, ohne künstliche Aromen und Farben, ohne Becher-Design und ohne Fernseh-Werbung?«

Ohne MTV oder VIVA, ohne Computer-Animation:

kann da Musik überhaupt wirken?

Beindruckt uns Verwöhnte,

wenn jemand einfach singt wie Bernhard Hanreich zu Feldegg?

Dort hat man seinen Ober-Ton-Gesang begeistert beklatscht; und viel Beifall entfacht hat auch Monika Koll. Ihr Sopran dringt bis zu den hintersten Sitz-Reihen des Saales. Ohne Mikrofon, Go-Go-Girls, Light-Show und Bühnen-Rauch hat Monika die »Lieder vom Malen« vorgetragen; und der anmutige Vortrag hat auch bezaubert ohne Groß-Projektion – warum? Weil Musik stärker wirkt als alles Optische, das steigern soll, aber eher verpufft, wenn die Musik gegen-steuert. Umso mehr legt man nach, wenn man der Gruppe ordentlich einheizt.

Besonders stimuliert etwas Gemeinsames,

das Menschen zusammen-bindet. Deren Gefühl – ich darf dazu-gehören – äußert sich in der schwarz-weißen Dress der österreichischen Fußball-National-Mannschaft. Auch das Personal von McDonald's ist einheitlich kostümiert. Turban und Bart trägt der Taliban und wahrt so seine Identität. Diese nennt der Firmen-Berater »Corporate Identity«; und auch der Wahl-Kampf-Manager Stoibers hat sich interessiert für den »smallest Common Denominator« einer Ziel-Gruppe. Diese weiß nichts vom Jargon und seinen phonetischen Schwierigkeiten und bringt es lieber am Stammtisch auf den Nenner. Den kleinsten gemeinsamen Nenner daraus ermittelt der Populist. Er übernimmt typische Rede-Wendungen und sogar den Tonfall, dass die Kopierten nur so stutzen. Dann jubeln sie los:

»Mei Red, gaunz mei Red! Wäs i imma schå gsägt häb!«

Das immer schon Gesagte ist der

»smallest Common Denominator«,

also der »kleinste gemeinsame Nenner«. Der Begriff stammt aus der Mathematik und gilt eigentlich – für Brüche.

Wie Brüche behandeln kann man auch Menschen – weil ihr Wesen sich ja aus vielen Anteilen fügt. Deren manche teilt man mit den Mitmenschen. Diese vereinigen in sich Vorlieben und Abneigungen. Gemeinsam hassen oder lieben: das schweißt zusammen im Stadion oder im Sprech-Chor bei einer Demo. Lichter-Ketten beziehen sich auch auf eine recht weihevollen Bereitschaft. Ihre romantischen Neigungen entdeckt jede Generation in bestimmten Filmen oder Liedern; oder man sucht das schlichte Heil in der Flucht in den Musikanten-Stadl. Die Schrammeln appellieren an eine Seligkeit, für die man in Kuala-Lumpur zu wenige Raunzer fände. »Des Zähnate« der »Innviatla Gstanzl« könnte in Friaul eher befremden, denn ein kleinster gemeinsamer Nenner muss schon gegeben sein. Verbreitet sind bestimmte Wirkweisen, die uns beeinflussen, denn die Ich-Anteile lassen sich leicht

einschläfern durch Einförmiges,

das verströmt wird von einem Zentrum aus oder Rahmen. Dazu eignet sich trefflich ein Podium. Auch der Altar bannt den Blick, während Rituale die Gemeinschaft entrücken:

»Wir stehen auf! – Wir knien nieder!«

Dann heißt es beschwörend:

»Hoc est enim corpus meum!«

Auf das Klingeln folgt Stille. So erheischt man Aufmerksamkeit – und folgt damit getreulich dem Leitfaden der Suggestion. Suggestibilität wird auch gefördert durch Überwältigung:

etwa durch Beethovens Fünfter ...,

durch eine Rede Jörg Haiders,

durch die Niagara-Fälle,

durch ein Gewitter, dem womöglich

ein Regen-Bogen folgt oder gar

ein Sonnen-Untergang. Solche Erlebnisse teilt man gerne und verstärkt sie dadurch. Heftiger wirkt auch der Witz, wenn ihn mehrere belachen. Wiehert ein ganzer Saal, enthemmen einander die Kabarett-Besucher. Sie schlagen sich aufs Knie und sehen einander an – wissend mit vertränten Augen und zuckenden Bauch-Muskeln. Und schissen alle simultan in die Hose, sähen die Synchronisierten einander wissend an: Ein Ereignis von Bedeutung, auch wenn die Pointe meist vergessen wird. Sie hat ein Tabu gekitzelt aus dem kollektiven Unbewussten – nur, um das Publikum gleich-zu-schalten. Gleich-Schaltung feiern die Pilger zu Mekka und auf dem Peters-Platz zu Rom, denn

Massen-Zeremonien

vereinnahmen umso mehr, je grandioser sie geraten, besonders – wenn die Massen prozessions-gerichtet walten und sich ordnen im gleichen Schritt gerahmt von Fahnen, Märschen und Hymnen – wie weiland beim Reichs-Partei-Tag. Bei Aufläufen und Appellen erstrammt ein Volk und gewinnt »Kraft durch Freude« und erringt den End-Sieg durch die Vorsehung. Das Schicksal steht in den Sternen; und aus dem Jenseits melden sich Verstorbene, wenn sie gerufen werden bei Séancen. Von einem Medium berichte ich nun; und wie heißt es?

Rosemary Brown.

Oh, sie schlampt und schlurft mürrisch durch ihr tristes Stadt-Viertel im Süden Londons. Dort muss die Vierzig-Jährige zwei Kinder durchbringen mit ihrer Witwen-Rente und mit einem Teil-Zeit-Job in einer Schul-Kantine. Beruf und Berufung klaffen da weit aus-einander – warum? Weil Missis Brown privat erlesene Kontakte pflegt. Persönlich kennt sie etwa Strawinsky und Rachmaninow, trifft auch Debussy und Brahms, empfängt Liszt und Chopin und arbeitet für Schumann und Beethoven, ja, sogar für Mozart und Bach. Auch Händel ist schon mehrere Jahrhunderte im Ruhestand, kann es aber nicht lassen. Wie die aufgezählten Kollegen bedient auch er sich einer Gabe von Rosemary Brown. Sie ist nämlich »hell-hörig«. Ähnlich wie Hellseher hat sie Visionen. Doch ihre sind akustisch. Musik-Diktate aus dem Jenseits werden aufgenommen. Mit einem Stift in der Hand notiert die »Hell-Hörige« Hunderte von Werken von einem wahren »Who's Who« großer Komponisten. Solche Kompositionen sind schon veröffentlicht worden. Während einer kurzen Periode in den frühen Siebzigern hat man diese »Mitschriften« auch eingespielt, obgleich es so manchen beklemmt, wenn sich Rosemary angeregt unterhält mit leeren Stühlen und dabei äußert:

»Herr Bruckner steht genau neben Ihnen.« – oder anmerkt:

»Ja, ich mag sein Violin-Konzert wirklich sehr.«

Doch keines hat der Komponist je geschrieben – wenigstens zu Lebzeiten. Da hat auch Brahms noch deutsch gesprochen. Englisch habe er indessen gelernt – wie Bruckner auch. Das berichtet Rosemary. Sie konversiert mit allen Komponisten auf Englisch – und ist eng befreundet mit einigen. Aber alle – so behauptet Rosemary – komponierten posthum – außer Debussy. Der habe sich der Malerei zugewandt. Aber seine Kollegen wenden sich an Rosemary, obwohl sie hölzern Klavier spielt. Doch Noten schreibt sie flink – und muss dennoch Mozart stets ermahnen:

»Nicht so schnell!, bitte!« –

und fragt dann wieder:

»Mit *b* oder ohne?»

Dieses G – oder das um eine Oktave höher?»

Solche Zwischen-Fragen begleiten meistens sehr kurze Stücke. Deren Melodie ist dünn und ist geführt gegen eine Bass-Stimme, die sich kaum verändert. So ähneln die Stücke einander dank amateurhafter Harmonien. Die Akkorde sind linkisch verbunden; und einfältig wirkt die Begleitung. Virtuose Passagen vermisst man auch dann, wenn die Werke Liszt zugeschrieben sind oder Rachmaninow. Dem Bach fehlt der Kontrapunkt; dünn gewebt ist Schumann; und alles mutet so unausgewogen an, dass ein Kritiker meinte, alles wirke so, als wäre es transkribiert oder improvisiert von einem schon(!) musikalischen Naturell, das aber dürftig Klavier spiele, dem es also mangle an Technik und musikalischer Kenntnis. Wie Tausende unbekannter Musik-Studenten komponiert halt auch Rosemary Brown. Doch deren Musik hat einen besonderen Ruf dank einer Geschichte dahinter; und wovon berichtet sie?

Von über-natürlichen Wahrnehmungen?

Wahrnehmung oder Hirn-Gespinst?

Misslingt die Unterscheidung in einem bestimmten Gehirn-Areal?

Wenn dieses minder ausgebildet ist, dann äußert sich, was sich unbewusst regt, als Vision. Halluzinationen haben wir, wenn wir schlafen. Da formt sich im Unbewussten Erstaunliches. In allen Einzelheiten zeigt sich, was in uns abgebildet ist. Die Bilder durchringen einander und verschränken einander bedeutungsvoll – wozu? Um uns vor-zu-bereiten auf die Erfordernisse des Tages. Unter Tags erinnern wir uns eher selten an einen Traum. Doch innere Gesichte überlagern oft die Wahrnehmungen des Schizophrenen. Dieser erlebt das Unbewusste mächtig, aber als Einwirkung von außen. Projiziert man eine Illustration aus dem Katechismus, dann hat man eine Marien-Erscheinung und könnte sich erinnert fühlen an viele ähnliche Gemälde und Statuen, die der Blick schon gestreift hat.

Beiläufig mag Rosemary viel gehört haben. Wenn Radio-Musik durchs Stunden-Glas rieselt, häufen sich die Eindrücke. Sie häufen sich auch dank Fernseher und Kino, dank Zeitung und Buch. Schon in der Schule hört man von den großen Komponisten. Deren Hits werden entschärft und entsorgt in Klavier-Heften für Anfänger. Die Begabteren mausern sich; und manch ein Fortgeschrittener wandert ab in den Jazz. Dort begleitet er frei. Ewig soliert er auch; und die Improvisationen würden Archive füllen, ohne dass Duke Ellington erscheinen müsste, um zu diktieren. Er wird nämlich auch so kopiert. Wir übernehmen Stile – warum? Weil sie umschimmert sind von kollektiven Erlebnissen; und von Sagen umwoben sind sie auch.

Auch fern-östliche Legenden reizen sehr; und darum verharret auch der Europäer im Lotus-Sitz und singt und singt. Sein Mantra soll ein EGO aufweichen, das sich ehemals gebärdet hat, als wäre es Herr im eigenen Hause. Doch im Schlosse bewohnt das ICH – ein Zimmerchen. Nur dieses gönnt die moderne Neuro-Biologie dem Bewusstsein und stützt damit Freuds Theorie vom Unbewussten.

Unbewusst sind neunzig Prozent der Psyche.

Ihr so genanntes ES steuert uns also unterschwellig – mit Gefühlen und Motiven. Wir gewahren, trachten; und wir bewegen uns – lange bevor das ICH sproßt. Dieses erwächst erst in vielen Jahren und wurzelt im Denken und Wähnen. Im Erinnern, Wünschen und Planen, blüht es auf und öffnet endlich den Kelch seiner Realität. In dieser vermeint das ICH – betroffen zu sein und wähnt, zu verursachen – etwa, dass sich der Arm streckt und dass sich die Lippen wölben. Der Körper scheint zu gehorchen; und sogar Erinnerungen dünken aufgerufen. Solches gaukeln uns begrenzte Teile vor, und zwar die des assoziativen Kortex. Das große Rest-Hirn sind wir zwar auch ... Aber das merken wir nicht – etwa, dass unsere Wahrnehmungen aufbereitet werden vom Kortex, und zwar vom visuellen, auditorischen und somato-sensorischen. Alles verschränkt sich in einem Organ; und dieses spürt unbewusst die Loipe, in der wir denken. Auch dann, wenn wir darüber sinnieren, was Bewusstsein eigentlich sei, beeinflusst uns beiläufige Radio-Musik. Das Stammhirn bestimmt als erstes, woher der Schall kommt. Dessen Ort und Richtung muss blitz-flink erfasst sein.

Auf der Straße

springe ich jäh zur Seite und rette mich. Weil sofort Adrenalin ausgeschüttet worden ist, reagiert mein Körper, ehe dem Kortex bewusst wird, dass Reifen heran-quietschen von links hinten. Nach rechts vorne weiche ich aus, aber das Herz rast auch wegen des Quietschens. Es verheißt verspätetes Bremsen und Schleudern. Drum verengen sich die Arterien. Sie pumpen mit größerem Druck das Blut von der Haut ab und hinein in die Muskeln. Um diese zu stärken, schüttet die Leber Zucker aus und der Atem hechelt Sauerstoff reichert sich an. Dafür verkümmern die Zweige des Denkens; und umso schneller ist 's entschieden: Ich springe! Nach dem gewagten Sprung friere ich; und es zieht im Magen. Solch brötchen-feindliche Reiz-Antworten werden heraufbeschworen vom Ohr. Es bewertet Ereignisse. Deren Muster lassen sich ja auch physikalisch beschreiben. Was sich verlautert nähert sich; oder Energie wird zugeführt. Da steigt auch der Klang wie beim Moped, wenn ein Halbstar-

ker Gas gibt; und je näher er dem Zaun kommt umso greller bellt der Schäfer. Der Wiener glissandiert empor, wenn man ihn reizt:

»Heast, bist deppat!?!«

Der Beschimpfte begütigt. Sein Ton gleitet abwärts. Die Rede verlangsamt sich oder beschleunigt sich je nach Erregung. Irritation kann sich in Pausen ausdrücken; und in der Klang-Farbe äußern sich Stimmungen. Albern gelaunt lese ich diesen Text anders als bedrückt. Einen Schwanen-Gesang, eine Predigt oder einen Ulk sieht man den Zeilen hier nicht an. Den »Hexer« von Edgar Wallace könnte ich so langweilig vorlesen, dass Sie eindösen. Aufschrecken würde Sie ein hysterisches Skandieren aus dem Telefon-Buch. Aus der untersten Lade könnte ich Beleidigungen hervor-kramen und fratzend umher-springen. Säuselte ich dabei meine Verwünschungen, als besänftige ich einen jungen Hund, verpuffte meine Performance, denn akustische Reize wirken stärker als optische. Im Film neckt

Charlie Chaplin

einen Polizisten. Das erheitert uns. Doch ahnungs-schwer betrachten kann man die gleiche Passage. Wenn zu ihr nämlich langsame Musik in Moll trauerte, wirkte das Treiben auf der Leinwand wie ein Tanz auf dem Vulkan. Dessen Ausbruch kommt im Film nicht vor, wird nicht einmal angedeutet. Die sichtbare Handlung hat also auch noch einen Tonfall, und zwar die Film-Musik. Sie suggeriert dem Betrachter besondere Interessen. Wir bangen und hoffen, bäumen uns oder resignieren – oder zucken nur mit den Achseln, wenn wir eine Wahl-Nacht verfolgen oder ein Schluss-Spiel in der Fußball-WM. Bei einem Tor rauft sich die eine Hälfte die Haare; die andere jubelt. Des einen Freud ist des anderen Leid. Diese Beliebigkeit wird im Kino nicht geduldet. Dort schaltet die Musik die Interessen gleich. Solch eine Gleich-Schaltung zeigt, wie sehr Musik bewertet. Was wir erleben, koppelt sich mit Musik und wird durch sie reaktiviert. Heftig wirkt auch neue Musik ein auf das Hier und Jetzt – durch ihren Tonfall. Durch fassbare Teilungen wird Zeit erlebt; und Ton-Folgen prägen sich ein. Deren Zusammen-Klingen spannt sich oder lockert sich. Solch ein Spannungs-Reigen wirkt psychogen. Die Wirkung kann der Komponist kontrollieren dank der Euler-Formel. Sie rationalisiert Schwingungs-Verhältnisse, die schon vorgebildet sind in der menschlichen Stimme. In ihr schwingt alle Suggestion.